Walter Bloem.

Zum 60. Geburtstage des Dichters am 20. Juni 1928.

Von **Stephanie Feuchtwanger.**

(Nachdruck verboten.)

Der Begriff „Unterhaltungsliteratur" hat in den Ohren unserer Generation einen unerquicklichen Beigeschmack. Man ist geneigt, darunter seichte, meist leicht angefaulte Lektüre zu verstehen, einen Lesestoff, dem Leute von Geschmack gern aus dem Wege gehen. Die „prominenten" Schriftsteller von heute, die beiden Manns, Wassermann, die Zweigs, die Huch, Hamsun schreiben wohl auch Romane, die ihre Leser unterhalten sollen; aber sie hüten sich, es ihren Anhängern so bequem zu machen, wie es die Unterhaltungsschriftsteller von ehedem, Spielhagen, Paul Lindau, Eckstein gemacht haben. Sie stellen an das Fassungsvermögen ihrer Leser allerhand Ansprüche.

Ein Bindeglied zwischen diesen beiden Kategorien von Schriftstellern, zwischen denen von vor einigen Jahrzehnten und denen von heute stellt Walter Bloem dar, ein Dichter, der uns viele unterhaltsame Bücher geschenkt hat, ohne zu seicht und oberflächlich zu wirken, ein geschmackvoller Schilderer bürgerlichen Lebens, ein begeisterter Anhänger all des Guten, das im deutschen Volke steckt, und das er verherrlicht, ohne dadurch chauvinistisch zu wirken.

Walter Bloem, am 20. Juni 1868 geboren, war zuerst als Rechtsanwalt in Barmen tätig, hatte sich aber schon seit seiner Gymnasiastenzeit schriftstellerisch betätigt. Sein 1897 entstandenes Drama „Caub" wurde mit starkem Erfolg am Berliner Schauspielhaus aufgeführt, und bald darauf gab er nach neunjähriger Tätigkeit als Anwalt seine Praxis auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Es folgten mehrere Dramen: „Heinrich von Plauen", das Verlustspiel „Schnapphähne", „Der neue Wille", „Der Jubiläumsbrunnen". Im Jahre 1906 erschien dann der Roman „Der krasse Fuchs", ein Studentenroman voll warmblütigen Menschentums und eindringlicher Gestaltungskraft. Wie in allen seinen Büchern, hält Bloem auch hier eine gute, fest umrissene Form inne. Er überschreitet niemals die Grenzen eines gepflegten Geschmacks; er deutet Erotik nur leise an; er geht nicht an ihr vorüber; aber er behandelt sie immer scheu, zart und empfindsam. Bloems Weltanschauung war und blieb immer von seiner Abstammung und seiner Umwelt begrenzt; er entnahm seine Motive und seine Menschen dem Kreise, dem er selbst entstammte und in dem er sich heimisch fühlte.

Den stärksten Erfolg fand seine Romantrilogie „Das eiserne Jahr", „Volk wider Volk", „Die Schmiede der Zukunft", die die Zeiten des Siebziger Krieges behandelt. Die Liebe zu seinem Vaterlande hat ihm damit ein Werk schaffen lassen, das ihm begeisterte Anhängerschaft aus allen Kreisen zugeführt hat. Heute, nach dem verlorenen Weltkrieg, müssen diese Bücher natürlich überholt wirken. Das ist aber nicht die Schuld des Dichters; er ist von der Weltgeschichte korrigiert worden. Daß auch er mit der Zeit mitgehen konnte, zeigen die Dichtungen, die Bloem während und nach dem Weltkrieg geschaffen hat, sein Kriegstagebuch „Vormarsch", das 1916 erschien, die drei Einakter „Dreiklang des Krieges" (1917), das Kriegstagebuch „Sturmsignal" (1919). Daß Bloem nicht nur äußerlich an Deutschland hing, sondern daß er sich für sein Vaterland einzusetzen wußte, zeigte er dadurch, daß er als Sechsundvierzigjähriger sofort bei Kriegsausbruch sich dem Heer zur Verfügung stellte und bis zum Ende des Krieges als Kompanieführer an der Front weilte.

Vor dem Kriege, von 1911 bis 1914, war Bloem als Dramaturk und Regisseur am Stuttgarter Hoftheater tätig, seit Kriegsende lebt er auf seiner Besitzung Burg Rieneck in Unterfranken. Aus der Zeit nach dem Kriege stammt „Weltbrand", eine in Romanform gehaltene Schilderung aus der Zeit 1914 bis 1918. Das Werk ist jetzt in gekürzter Form neu erschienen. Bloems Roman „Teutonen" ist 1927 erschienen; der Alt-Würzburger Roman „Gottesferne" stammt aus dem Jahre 1921. Gerade jetzt, als Geburtstagsausgabe, ist Bloems Buch „Weltgesicht" erschienen, ein Werk, mit der Abgeklärtheit des Sechzigjährigen geschrieben, ein Werk, in dem sich der Dichter auseinanderzusetzen sucht mit all dem Verworrenen, das die neue Zeit seinem deutschen Vaterlande gebracht hat. Das Ergebnis einer Weltreise, die Bloem in den Jahren 1926 und 1927 unternommen hat, und während der er in Amerika vornehmlich den Anfängen der Vereinigten Staaten und der Persönlichkeit ihres Schöpfers, George Washington, nachgegangen ist, wird der in einigen Monaten erscheinende erste Band eines großen Werkes darstellen: „Sohn seines Landes", der sich um den amerikanischen Nationalhelden herumrankt.

Deutsches Schauspiel in Paris.

Wie unser F-Mitarbeiter aus Paris drahtet, fand die erste Vorstellung der deutschen Schauspielertruppe unter Führung Direktor Roberts, Wedekinds „Erdgeist", hat am Montag stattgefunden. Die Darsteller waren zwar sehr gut, doch vermißte man eine straffe und überlegene Regie. Die Pariser Erstaufführung der Oper „Jonny spielt auf" von Krenek, die für Montag angesagt war, mußte verschoben werden, da der Komponist die Vorbereitungen für ungenügend hält.

Das Weinschild.

Eine Ausstellung ganz besonderer Eigenart, die über das gesamte deutsche Weinfach hinaus weite Kreise interessieren wird, hat sich im Neuen Museum in Wiesbaden aufgetan. Im Rahmen der Juni-Ausstellung für Gebrauchsgraphik hat der im deutschen Weinfach durch sein Werk „Vom deutschen Wein" bestbekannte Dr. Wilh. Ruthe (Wiesbaden) eine Sonderschau „Das deutsche Weinschild" veranstaltet. Diese bemerkenswerte Ausstellung birgt eine interessante Auswahl von Weinschildern, deren Ursprung mit der Einführung der Weinflasche zu Beginn des 19. Jahrhunderts zusammenfällt. Es ist eine wertvolle kulturhistorische Arbeit, mit vielen Mühen und Opfern aufgebaute Schau. In erster Linie ist der Rheingau, das Qualitätsweinbaugebiet Deutschlands, vertreten, und zwar finden wir hier die Weinschilder der berühmten und großen Weine, wie „Steinberger" (1811—1915), „Markobrunner" und Kiedricher Gräfenberg (1822—1922), Johannisberger (1811—1915), Rauenthaler. Unter diesen Weinschildern sind solche, von denen nur noch die ausgestellten Exemplare vorhanden sind. Zu sehen sind weiter die Weinschilder aus den deutschen Weinbaugebieten: Rheinhessen, Rheinpfalz, Nahe usw., auch die bedeutenden Gaststätten und Weinhandlungen, die sich eigene Weinschilder anfertigen ließen, sind vertreten. Das Weinbild gibt gleichzeitig ein Spiegelbild des Zeitgeschmackes in der graphischen

Händels Oper „Alcina" hatte in der Uebersetzung und musikalischen Einrichtung von Hermann Roth bei ihrer deutschen Uraufführung an der Leipziger städtischen Bühne starken Erfolg.

Württembergisches Nationalsozialistisches Morgenblatt 20.06.1928

Liebe und siamesische Zwillinge.

Von

Stephanie Feuchtwanger.

(Nachdruck verboten.)

Die siamesischen Zwillinge Mary und Margret Gibb, die Attraktion aller Jahrmärkte, wollen sich trennen; das heißt, Margret will sich von Mary losoperieren lassen. Und warum? Natürlich wegen der Liebe! Sie hat einen Mann kennengelernt, den sie liebt, und die beiden wollen sich heiraten. Und der Bräutigam ist nicht dafür, gleich zwei Frauen, auch wenn sie zusammengewachsen sind, ins Haus zu bekommen. Mary störe ihn, immer und überall, sagt er; und er besteht darauf, daß man durch eine Operation versucht, die zusammengewachsenen Schwestern zu trennen.

Ein berühmter Chirurg hat sich bereit erklärt, die gefährliche Operation vorzunehmen; und er glaubt, ihr Gelingen garantieren zu können. Sobald Margret selbständig geworden ist, soll die Hochzeit gefeiert werden.

Am unzufriedensten ist der Impresario der siamesischen Zwillinge. „Es ist kein Verlaß auf die Weiber", meinte er. „Ob sie zusammengewachsen sind oder nicht, wenn ein Mannsbild in die Nähe kommt, sind sie futsch. Jetzt kann ich sehen, wo ich neue siamesische Zwillinge herbekomme ..."

Hörder Volksblatt 14.08.1928

Berliner Theaterbrief

Von Stephanie Feuchtwanger

* Die Ereignisse überstürzen sich. Premierentiger haben den Kopf voll und wissen nicht, wohin zuerst und wohin zuletzt. Operetten, Revuen, Dramen, Lustspiele — an jedem Samstagabend müßte man sich zerteilen, wenn man jede Novität aus erster Hand genießen wollte. Ein Glück, daß man bei etlichen Darbietungen sich nicht so zu drängeln braucht, man kommt auch bei der zweiten und dritten Aufführung noch früh genug.

Das Glanzvollste, das die Saison bisher gebracht hat, war der „Casanova" im Großen Schauspielhause. Erik Charell hat sich selbst übertroffen. Geschmack, Kultur, Schönheits- und Farbensinn, Originalität arbeiten Hand in Hand, um Bühnenbilder von unerhörter Eindrucksmöglichkeit zu schaffen. Sein Bühnenbildner Ernst Stern unterstützt ihn mit genialer Schöpferhand, beide haben traumhaft schöne Nachtsilhouetten, leben- und farbensprühende Karnevalsszenen, leuchtende spanische Landschaftsbilder hervorgezaubert, die berücken, und die auch künstlerisch wohl zu bestehen vermögen. Der Inhalt des Casanovasstücks ist harmlos und amüsant; geschmackvoll gingen die Verfasser der Versuchung aus dem Wege, lüsterne Szenen, bewußte Schwüligkeiten — heutzutage gangbare Ware — auf die Bühne zu bringen. Sie zeigten Don Juans Bruder als den liebenswürdigen Schwerenöter und Frauenverführer, als den Held galanter Abenteuer, aber als Kavalier, der zu verzichten versteht, wenn es das Schicksal erfordert. Der Text ist hier Nebensache; neben dem berauschend-schönen Rahmen ist es die Musik, die hinreißt. Die Musik ist von Johann Strauß; sie hat Ralf Benatzky zusammengestellt mit so liebevoller Begeisterung und mit so viel taktvollem Kunstgefühl, daß man fast andächtig sitzt vor diesem Wohlklang, auf den man vor Jazz und Saxophon nicht gefaßt war. Bohnen, Bendow, Morgan, Emmy Sturm, Anni Freud, Anny Ahlers und die vielen anderen, die Casanova umringen; kultiviert, scharmant, ein bißchen dämonisch, ein bißchen lyrisch, wie es gerade verlangt wird.

Um beim Genre zu bleiben: „Fräulein Mama", Operette von Hugo Hirsch, im Künstlertheater. Aber nicht in einem Atem zu nennen mit „Casanova". Ein recht abgeleiertes, fades Libretto, ein wenig einfallsreiche Musik; aber das Ganze wird ausgezeichnet gespielt: Hansen, die Hesterberg, die Toelle, Willi Schäfers und vor allem auch Weintraub Syncopators haben den Erfolg für sich.

Dem Amüsement dienen ferner das Lustspiel „Trixie" im Lustspielhaus, eine harmlos-liebenswürdige Angelegenheit mit Renate Müller und Johannes Riemann als sehr geschmackvollen Hauptdarstellern; und „Müllers" im Kleinen Theater, wo Max Adalberts unverwüstliche Komik Lachtränen hervorlockte und Beifallsstürme entfesselte.

Ein echter Shaw in der Komödie: „Eltern und Kindern", ehem. aufgeführt unter dem Titel „Mesalliance". Witzige Wortgefechte, scharfe Pointen, jonglierende Geistesblitze umspielen diesen Kampf der Generationen, eine leise Erotik umschwebt die Szenen, und alles gipfelt in der Erfahrung, daß Resignation schließlich der Rest ist, der den Erdgeborenen übrigbleibt. Ueberall blickt der Skeptiker heraus, der nichts verblümt sehen will, der seziert, und der alles so klarlegt, daß man ihm glauben muß. Aber man hört immer und überall gern zu, diesem klugen, reifen Plauderer Shaw, natürlich auch hier, wo er unter Hilperts Regie verständige und reizvolle Interpreten gefunden hat: Otto Wallburg, Paul Otto, Paul Hörbiger, die schöne Lilli Darvas, Marlene Dietrich und Else Heims.

Barries Komödie „Was jede Frau weiß" möchte auch shawisch kommen, möchte man auch Geist sprühen, ohne ihr großes Vorbild im entferntesten zu erreichen. Dabei kein schlechter Vorwurf, nur nicht geschickt genug durchgeführt: Ein alternder Mann verliebt sich in ein junges Mädel, und möchte natürlich von seiner mit ihm älter gewordenen Frau los und der jungen nach. Bis er erkennt, was die Frau ihm war und noch sein kann, und bis er sich zu ihr zurückfindet, die ihn verstehend wieder aufnimmt. Darum herum allerhand spaßhafte Nebenfiguren; aber der Autor hat nicht genug Geschick, und seine Einfälle sind dünn; man war enttäuscht. Natürlich wurde famos gespielt, und die gute Darstellung riß die Geschichte heraus.

Etwas ganz Neues hat sich in Berlin aufgetan: Ein Stegreiftheater. Schauspieler und Publikum sollen im engen Konnex stehen; das Publikum wirft den Text auf die Bühne, den die Schauspieler zu verarbeiten haben. Einige der Improvisationen waren amüsant und geschickt pointiert, andere langweilten und blieben farblos. Man muß abwarten, ob sich dieses Stegreiftheater Steiner-Kaisers auf die Dauer durchzusetzen vermag.

Tolstois 100. Geburtstag wurde, wie das selbstverständlich ist, würdig begangen durch künstlerisch hochwertige, sehr eindringliche Aufführungen von Tolstois „Lebender Leichnam", den Reinhardt im „Berliner Theater" und Karl Heinz Martin in der „Volksbühne" herausbrachte. Im „Deutschen Theater" zelebrierte Ludwig Hardt eine würdige Tolstoi-Feier; im „Berliner Theater" leitete Fritz von Unruhs festlicher Prolog die Vorstellung ein.

Morgen-Zeitung, 27.09.1928

Tempo der Zeit.

Von Stephanie Feuchtwanger.

Die fliegende Jacht.

Der Rohrbach-Romar ist die fliegende Jacht, die für den Flugverkehr Europa—Südamerika ausersehen ist. Man rechnet, daß man mit diesem Flugboot in drei Tagen von Travemünde nach Buenos Aires fliegen wird: einen Tag über die Ostsee und die Biscaya bis Südspanien, den zweiten Tag nach Las Palmas und den dritten von da nach Buenos Aires. Das gilt indes nur so lange, als man nur am Tage fliegen wird; sobald auch hier der Nachtverkehr intakt ist, wird die Verbindung noch bedeutend schneller sein. Als deutscher Seeflughafen ist Travemünde ausersehen. Der Hauptseeflughafen Lübeck-Travemünde ist zu einem großen kombinierten Land- und Seeflughafen ausgebaut worden, dessen Start- und Landungsverhältnisse für Schwimmerflugzeuge und Flugboote als geradezu ideal bezeichnet werden können. Die Probefahrten des für den Südamerikaflug bestimmten Flugbootes sind glänzend verlaufen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis das erste Flugboot seine Reise nach der argentinischen Hauptstadt antreten wird.

*

Die Kolonnade der Dame.

Das Luxusbedürfnis der heutigen Generation steigt mit der wachsenden Schwierigkeit aller wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse. Was sich in der Großstadt auftut an Prachtläden und aufreizenden Schaufensterauslagen, davon hat man in der Provinz schlechterdings keine Ahnung. Die Versuchung ist fast unwiderstehlich; aber es ist immer noch nicht genug. Man ist hurtig bei der Hand, neue Sensationen ausfindig zu machen, um den armen Frauen das Geld aus der nicht immer gefüllten Tasche zu ziehen. Bei der Berliner Baupolizei ist jetzt ein Projekt eingereicht worden, das den Bau einer großen Kolonnadenanlage im Tiergartenviertel vorsieht. Inmitten eines alten Parks der vornehmen Tiergartenstraße — der Brücke zwischen der City und dem Westen — soll eine große Ausstellungs- und Verkaufskolonnade errichtet werden zur Unterbringung von 58 völlig gleichartigen Verkaufsgeschäften, und diese Geschäfte sollen ausschließlich dem Bedürfnis der Frau dienen; hier findet sie alles, von der Schuhlitze angefangen bis zum kostbarsten Schmuckstück, es fehlt weder das Schönheitsinstitut noch die mondäne Schneiderwerkstatt, und selbstverständlich wird das Ganze gekrönt durch ein Luxuscafé, in denen sich die Dame von den Anstrengungen der Einkäufe ausruhen kann. Eine neue Attraktion für Berlin, zweifellos. Und eine neue Sorgenquelle für die Frauen, deren Geldbeutel nicht Schritt hält mit den Luxusforderungen des Tages. Sorgenfalten auf der Stirn, wird sie die neue Kolonnade der Versuchung durchschreiten, zum Glück für den Massagesalon, der diese Sorgenfalten zu beseitigen hat.

*

Weihnachtsgänse auf Abzahlung.

Es soll in Berlin auch noch Frauen geben, die andere Sorgen haben, als wie sie in neuen Luxusgeschäften ihr Geld ausgeben können. Sie müssen sich den armen Kopf zerbrechen, wie sie Mann und Kinder satt bekommen, ohne die kärglichen Mittel zu überschreiten. Sie sind froh, wenn sie den Ihren für den Sonntag ein Stück Fleisch bereiten können. Diesen geplagten Geschöpfen kommen Geflügelgeschäfte im Osten und im Norden entgegen, wenn sie in ihren Fenstern diese Ankündigungen anbringen: „Weihnachtsgänse auf Abzahlung. Man kann heute schon mit der Anzahlung in kleinen Summen beginnen, um die Gans bis Weihnachten abgezahlt zu haben." Das ist ein gesunder und trostvoller Vorschlag! Gesund, weil es richtig ist, den Festbraten abzuzahlen, ehe er verschlungen ist, und trostvoll, weil er in so kleinen Scherflein gezahlt werden kann, daß sie in das geringe Wochenbudget nicht allzu schwer einschneiden. Des französischen Königs Satz von dem Huhn, das jeder Bauer zum Sonntag im Topf haben soll, ist hier praktisch verwirklicht: auf diese Weise kann jeder seine Weihnachtsgans auf dem Tische haben!

Vermischtes.

Die Weinstöcke von Kanaan.

In der Umgebung des Hebron sind die Weinstöcke zahlreich. Bald läßt man die Reben am Boden sich hinziehen, bald unterstützt

Bernhard Kellermann.

Zum 50. Geburtstag des Dichters am 4. März.

Von Stephanie Feuchtwanger.

Man geht gegenwärtig damit um, einen submarinen Tunnel zu bauen durch den Aermelkanal, zwischen Dover und Calais, also zwischen England und Frankreich, und man denkt auch ernstlich daran, Europa und Afrika durch einen Tunnel miteinander zu verbinden, der durch die Straße von Gibraltar führen soll. Das klingt gar nicht mehr phantastisch, das sind sauber und durchführbar ausgearbeitete Projekte, die in absehbarer Zeit vollendet sein werden.

Was uns da heute als selbstverständliche Forderung unserer Zeit vorgesetzt wird, das waren zu der Zeit, als Kellermanns Roman „Der Tunnel" erschien — kurz vor dem Kriege —, Dichterphantasien, Märchen aus Tausendundeiner Nacht, die man mit ungeheurer Spannung verschlang, die man indes nur als Märchen nahm und von denen man nicht im entferntesten annahm, daß sie irgendwie ausgeführt werden könnten. Man verschlang dieses Buch, man las es immer wieder, man konnte nicht fertig damit werden; es bedeutete eine Sensation. Es bedeutete eine Sensation aus zweierlei Gründen: der Inhalt und die Form dieses Romans waren neu, fremdartig, überraschend; und daß Bernhard Kellermann diesen Roman geschrieben hatte, verdoppelte die Ueberraschung und steigerte sie ins Unglaubhafte.

Man kannte Bernhard Kellermann bis dahin als Dichter traumhaft-lyrischer, fast sentimentaler Bücher. Man kannte seine bittersüße Liebesgeschichte „Yester und Li", man kannte „Ingeborg", dieses Waldmärchen vom Leid der Liebe, und man hatte mit dem „Toren" gelitten, den unselige Liebe zu zwei Frauen der Schwindsucht und dem Tod in die Arme trieben. Man hatte sich endlich mit dem Leben jenes jungen Menschen vertraut gemacht, der, auf eine bretonische Insel unter Fischer verschlagen, dort monatelang lebte, der sich in das Leben dieser Fischer so einfühlte, daß er ihre Arbeit teilte und ihre Belustigungen, daß er ihre Frauen und Mädchen liebte, daß er glaubte, zu ihnen zu gehören — bis er eines Tages weiterwandern mußte, in ein Niemandsland, in eine unbekannte Ferne. Das war der Roman „Das Meer", und alle diese mitleidigen, zarten, scheuen Rhapsodien von Menschenleid — zuweilen ganz leise beeinflußt von Dostojewski oder Hamsun — hatten ihre Leser betört und ihnen ein umrissenes Bild gegeben von der Eigenart des Dichters, der sie geschaffen.

Und dann kam dieser „Tunnel", diese unerhörte Schilderung des unerhörten Landes Amerika, diese sensationelle Konzentration von Renaetigkeit in Stoff und Darstellung, dieser Roman, den man atemlos las von Anfang bis zu Ende und der einen nicht losließ, ehe man mit ihm zu Ende war. Es war ein vollkommen neuer Kellermann, ein anderer, als der, den man aus den frühen Romanen kannte. Dann kam der Krieg, und dieser neue Kellermann saß in den Kriegsquartieren im Osten und im Westen und schrieb dort seine starken, mitreißenden Kriegsberichte, auf die man wartete und die man verschlang, wie man den „Tunnel" verschlungen hatte, und über denen man fast vergaß, daß es sich hier nicht um einen Roman handelte, sondern um die blutige Wirklichkeit, der wir nicht entrinnen konnten.

Dann erschien „Der 9. November", der in grandioser Form und in rasendem Rhythmus das Ungeheuer Berlin schildert, das Berlin der Kriegszeit und das Berlin der Novemberrevolution, diesen Hexenkessel von Kraft, Verkommenheit, Lebenswillen und den sinnverwirrenden Möglichkeiten.

Durch den Krieg war Kellermann zum Nomaden geworden, zum ruhelosen Wanderer und zu dem Dichter, der Ereignisse und Bilder der bunten Welt und des wechselreichen Lebens straff und getreu, schillernd und leuchtend zu malen verstand. Man wunderte sich nicht, als man hörte, daß Kellermann für eine große deutsche Zeitung bekannte und fast unbekannte Länder durchpilgerte, und man freute sich auf seine bunten und sinnfälligen Reisebilder, und man ergötzte sich an ihnen. Im vergangenen Jahre erst kam dann ein Reisewerk heraus, „Auf Persiens Karawanenstraßen", eine Zusammenfassung all dieser Eindrücke, die der Weltwanderer in dem fernen und seltsamen Lande aufgenommen und mit herübergebracht hatte. Man darf sicher sein, daß es den jetzt Fünfzigjährigen gelüsten wird, weiter den verführerischen Bildern nachzujagen, die fremde Menschen und fremde Länder einem Dichter bieten, und aus dem bunten Wirbel seiner Reiseeindrücke wird er — das hoffen wir — uns Neues und Seltsames zu erzählen wissen.

Hallischer Generalanzeiger, 04.03.1929

Tempo der Zeit.

Von Stephanie Feuchtwanger.

Autorennen in der Wüste.

Die alte heiße Wüste Sahara hat ihre Schrecken verloren. Da, wo ehedem einsame Karawanen ihre gefährlichen Wege zogen, werden jetzt imposante Autostraßen angelegt. Man benützt auf eine Entfernung von dreitausend Kilometer alte Karawanenwege, die man großzügig ausbaut. Auf der neuen Autostraße sollen in diesem Winter zwei Autorennen veranstaltet werden, und Major Segrave hat Gelegenheit, einen neuen Weltrekord aufzustellen. Die Rennstrecke wird von Algier aus in südöstlicher Richtung nach dem Sudan — südlich von Aegypten — gehen und dann nach Algier zurückführen.

*

An der offenen Kirchentür . .

„An der offenen Kirchentür wartet schon die Braut", singt der „Tiefland"-Held. Auch an der Innsbrucker Stadtpfarrkirche wartete die Braut auf den Bräutigam, den 41jährigen Tischlermeister Schmaler. Außerdem wartete auch noch die Kriminalpolizei, die Schmaler wegen wiederholter Bigamie verfolgte. Der findige Tischlermeister hatte sich in Graz zum erstenmale verheiratet mit einer wohlhabenden Italienerin. So lange das Geld reichte, verbrachte der Ehemann seine kurzen Tage vergnügt und zufrieden mit Frau und den zwei Söhnen, die der Ehe entsprossen waren. Als es dann knapp wurde, machte er sich auf und wurde nicht mehr gesehen. In Bruck an der Mur heiratete der Mann unter falschem Namen zum zweitenmale, und auch hier hielt er es so lange aus, als die neue Frau ihm Geld zur Verfügung stellen konnte. Auch hier wurden die Moneten alle und Herr Schmaler verschwand von der Bildfläche. Er war gerade dabei, in Innsbruck die Tochter eines angesehenen Geschäftsmannes zu ehelichen, als er von der Kriminalpolizei an der Tür der Stadtpfarrkirche abgefangen wurde. Gerade vor Beginn der Trauung. Die Innsbruckerin kann von Glück sagen, daß ihr der Ehemann durch die Lappen ging, ehe er ihr Geld durchgebracht hatte.

Zehn Minuten Glück.

Der jetzt 85jährige Bostoner Rechtsanwalt George Tienkham ist ein sonderbarer Reisender. Er durchstreift seit dreißig Jahren die Erde und jagt nach dem Glück, nach zehn Minuten Glück. George Tienkham ist schon zweimal um die ganze Welt gefahren, nur, um irgendwo zehn Minuten glücklich zu sein. Er hat — vor dem Kriege — in Petersburg rauschende Feste gefeiert, er hat in Afrika und in Indien Raubtiere und Schlangen erlegt, er kennt die Geheimnisse des Montmartre, er hat Stierkämpfen in Spanien und Hahnenkämpfen in Südamerika beigewohnt, er hat in Monte Carlo gespielt, er hat in Wien und Berlin die Nächte durchgetanzt, verschlossene Haremsgitter hatten sich vor ihm

stück:

„Im Besitze Ihrer wiederholten Mahnung vom 6. November 1929. Sie haben es scheinbar sehr notwendig, es folgt eine Mahnung auf die andere. Ich mußte doch auch fast ein halbes Jahr auf die bestellte Ware warten, obwohl ich diese oft dringend benötigte. Also bitte! Sie müssen sich eben auch ein bißchen gedulden. Uebrigens muß ich Sie davon in Kenntnis setzen, daß ich mir die Zahlungsleistungen so eingerichtet habe, daß ich alle Rechnungen in ein Schubfach lege. Allmonatlich findet dann von sämtlichen Rechnungen eine Ziehung statt. Es sei bemerkt, daß immer nur eine Rechnung gezogen wird. Jene Rechnung, die gezogen wird, wird bezahlt. Ich sehe mich daher veranlaßt, Sie darauf aufmerksam zu machen. Sollten Sie mich trotz meiner Warnung wiederholt mahnen, so sehe ich mich gezwungen, Sie von sämtlichen Ziehungen auszuschließen. — Mit vorzüglicher Hochachtung . . . . ."

Die Prager Studentenschaft demonstriert für den Numerus Clausus.

Hildener Rundschau 26.11.1929

Die Braut sagt „Nein".

Von
Stephanie Feuchtwanger.
(Nachdruck verboten.)

In einem kleinen niederösterreichischen Dorfe sollte vor kurzem Hochzeit gefeiert werden. Alles war aufs beste vorbereitet; die Brauteltern hatten für eine noble Ausstattung und eine üppige Hochzeitsfeier gesorgt, der Bräutigam hatte das neue Heim sorgfältig bereitet.

Der Hochzeitsmorgen war gekommen, der Altar stand geschmückt, und gerade erschien das junge Paar vor dem Standesbeamten, um die Ehe zu vollziehen. Der Beamte richtete die üblichen Fragen an das Paar. Der Mann beantwortete sie mit einem vernehmlichen „Ja" Die Braut indes sagte ebenso laut und ebenso vernehmlich „Nein". Ungeheure Bestürzung und Aufregung. Der Standesbeamte fragte die Braut entsetzt, weshalb sie es soweit hätte kommen lassen und nicht früher ihren Willen kundgetan habe. Ruhig antwortete die Braut: „Weil mich **vor** Ihnen, Herr Standesbeamter, noch keine Menschenseele um meine Meinung in dieser Angelegenheit gefragt hat."

Hellweg-Märkisches Volksblatt 24.10.1930

Der Winterpelz.

Von
Stephanie Feuchtwanger.
(Nachdruck verboten.)

Meteorologen und Bauernregeln prophezeien uns einen überaus langen und kalten Winter. Die Pelzhändler, die vorläufig noch über das schlechte Geschäft klagen, werden zu ihrem Recht kommen. Man wird Pelze brauchen: Füchse, Pelzmäntel und Pelzbesätze. Vor allem natürlich Pelzmäntel. Die hellen und leichten Sommerpelze kommen in den Mottenschrank; der Winterpelz ist an der Reihe.

Die mondäne Frau trägt natürlich am liebsten den Edelpelz. Edelpelze sind aber recht teuer und manche Frau muß sich mit einem zweitklassigen Pelz begnügen Zum Trost all dieser Frauen sei gesagt, daß die Kürschnerkunst aus den einfachsten Fellen geradezu Wunderwerke zu fabrizieren versteht. Für Sport und Trotteur bringt man den Lamm-Mantel auf den Markt, vielfach grau und braun ombriert, eng anliegende gerade Form, häufig mit imitiertem oder echtem Fuchskragen. Als Ersatz für Nerz wird Sandmurmel getragen, der ein weiches, schmeichelndes, lichtbraunes Fell hat und der praktisch ist; beliebt ist auch der braune Astrachanmantel, der schlank und graziös macht. Favorit ist Fohlen, nicht mehr ausschließlich in Schwarz und Dunkelbraun wie ehedem; heute bevorzugt man den Fohlenmantel in Beige, Schokoladenfarben und in einem aparten Graubeige. Der Kragen ist fast immer aus dem Material des Mantels, der weich und schmiegsam ist und der der Figur die reizvollste Linie gibt Viel getragen werden immer noch Bisamrücken und Bisamwamme.

Breitschwanzpersianer ist sehr begehrt und erschwinglich. Er wird viel mit rauhen Pelzen verbrämt, so mit Silber- und Zobelfuchs, oft mit Feh, als Abendmantel mit Hermelin. Der echte Breitschwanzmantel ist ebenso herrlich wie teuer, und er trägt sich meist nicht so gut wie sein nicht ganz ebenbürtiger Konkurrent Aber er ist große Mode und überall da favorisiert, wo auf den Geldbeutel nicht weiter Rücksicht genommen werden muß. Nerz und Hermelin gehören gleichfalls zu den bevorzugten Lieblingen der verwöhnten Frau, und Zobel ist heute wie ehedem ein Luxus, den sich nur ganz Auserwählte leisten können.

Leoparden- und namentlich Tiermäntel sind für den Sport up to date. Man hatte in den letzten Jahren nicht viel von ihnen wissen wollen; diesen Winter wird man sie in St. Moritz und auf dem Semmering häufig sehen, obwohl sie keineswegs billig sind

Die Sportmäntel werden natürlich eng und gerade verarbeitet Die Pelzmäntel für den Nachmittag werden häufig godiert und leicht in die Taille gearbeitet Neu ist auch die hohe und vielfach geschwungene Aermelgarnitur, die natürlich mit dem Kragen harmoniert. Man sieht da allerhand originelle Modeschöpfungen, häufig indes Eintagsfliegen, an denen man nicht die restlose Freude hat wie an den Modellen, die schlicht sind und die durch das Material allein wirken. All den Frauen, die sich nicht jede Saison einen neuen Pelzmantel kaufen können, ist von allzu kapriziösen Pelzmodellen abzuraten; sie sollen sich an die einfache, immer kleidsame und immer vornehme Linie halten; sie werden gut damit fahren.

Schwerter Zeitung, 16.12.33